

MICHAEL STETTLER

ST. GEREON IN KÖLN UND DER SOGENANNTTE TEMPEL
DER MINERVA MEDICA IN ROM*

Armin von Gerkan hat nach dem Krieg im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der von Bomben versehrten Kirche St. Gereon in Köln die Frühzeit des Baues untersucht und abgeklärt¹⁾. Die Kontroverse, ob der Urbau römischen oder erst merowingischen Ursprungs sei, wurde endgültig zugunsten der römischen Datierung entschieden. Als Bauzeit muß das letzte Drittel des 4. Jh. gelten; „es ist gewiß nicht ausgeschlossen,“ sagt v. Gerkan, „daß es sich hier immer noch um das Bauprogramm der Kaiserin Helena handelte, und daß die Legende recht hat.“ Damit haben wir ein Werk der im weiteren Sinne konstantinischen Periode vor uns, der auch der unter dem Namen eines Tempels der Minerva Medica bekannte Zentralbau in den licinianischen Gärten Roms zuzuweisen ist, und zwar nach dem Ausweis von Ziegelstempeln bereits den Jahren um 320 n. Chr. zugehörig²⁾. Wenn auch die Zweckbestimmung - hier profan, dort sakral - und dementsprechend ihre Geschichte - hier früher Verfall, dort gottesdienstliches Weiterdauern in der großartigen Um- und Neugestaltung vor allem der Stauferzeit - völlig auseinander gehen, lohnt es doch, von v. Gerkans Rekonstruktion ausgehend, neuerdings einen kurzen Blick auf die Verwandtschaft der beiden Bauten in ihrem ersten Zustand zu werfen. Nur in Grundriß und Erdgeschoß besteht freilich diese Verwandtschaft, Obergaden und Überdeckung waren von Anfang an verschieden.

Während der übliche römische Nischenrundbau jeweils einen kreisrunden Raum enthält, der, von einem massiven Mauerring umschlossen, durch acht alternierend halbrunde und rechteckige Bogennischen rhythmisiert wird, wie etwa Tor' Pignattara vor Rom oder der Torrone bei Tivoli, ist der Kernbau der Minerva Medica nicht rund, sondern zehneckig. Die Nischen, dementsprechend vermehrt, von Halbkuppeln überwölbt (es sind deren neun, eine fehlt zugunsten des Eingangs), rücken so dicht aneinander, daß der Erdgeschoß-Mauerring sich ganz in einzelne Pfeiler auflöst, die Lichtgaden und Kuppel tragen. Das Polygon des Raumes geht erst über den Bogen-scheiteln der Fenster, im Ansatz der Kuppel erst, kaum merklich ins Rund über. In ihrer skelett-

*) Diese vergleichende Studie entstand im Hinblick auf den VI. Internationalen Kongreß für Frühmittelalterforschung im Rheinland 1954.

1) A. v. Gerkan, Untersuchungen an der Kirche St. Gereon in Köln. In: Rheinische Kirchen im Wiederaufbau. Jahrgabe 1949-1951 des Vereins für Christliche Kunst im Erzbistum Köln. - Vgl. ferner: G. Gretz und O. Koch, St. Gereon zu Köln, Eine Monographie, Bonn 1939, und den die Quellen und ältere Literatur verzeichnen-

den Band 2, Abt. 1 der Kunstdenkmäler der Stadt Köln von H. Rahtgens, 1911 (Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz Band 7, Abt. 1).

2) Eine Edition des sog. Tempels der Minerva Medica durch F. W. Deichmann und M. Stettler ist in Planung (im Rahmen einer Publikation spätrömischer Rundbauten, an der auch A. Tschira beteiligt ist). Sie soll auch die hier nicht ausgeführte Rekonstruktion des Urbaues enthalten.

artigen Durchbildung stellt die straffe Tektonik dieses Ziegelbauwerks sich als mutige Vorwegnahme späterer Lösungen an (Abb. 1 Grundriß rechts, kreuzschraffiert). Als ein zu großes Wagnis freilich auch - das erweisen die wohl bald nach der Bauzeit sich aufdrängenden Verstärkungen: an der Rückseite wurden massive Pfeiler angebracht; an den Seiten dagegen nahm man, die Not in Tugend wandelnd, die unerläßliche Konsolidierung zum Anlaß, halbkreisförmige Exedren anzubauen, mit zahlreichen Wasserspielen, wie es deren schon in einzelnen Nischen des Kernbaus gab (Abb. 1 rechts, schräg und nicht Schraffiertes). An der Eingangsseite übernahm eine biapsidale Vorhalle mit starken Deckenbalken den Gegenhalt für den Seitendruck der riesigen Kuppel. All dies reichte trotzdem nicht aus, die Kuppel des unzeitgemäß gewordenen Bauwerks in der hernach einsetzenden Periode der Verwahrlosung vor Einsturz zu bewahren.

Dem Grundriß eignete, besonders nach diesen Verstärkungen, ein ungewohnt bewegtes und lebendiges Gesicht. Mit seinen Ausbuchtungen war er, was zu begreifen ist, ein Lieblingsstudienobjekt der Renaissance und des Barock, deren Architekten damit zu spielen und daran zu spinnen liebten; davon zeugen Zeichnungen und Stiche, mit Autornamen zum Teil von Rang. Der Bau war (wie St. Gereon) auch bei Malern zur Bereicherung von Hintergründen beliebt. Einzelnes gedieh zur Ausführung wie etwa die Tribuna der SS. Annunziata in Florenz³⁾. Grabungen, die der Verfasser mit Friedrich Wilhelm Deichmann an der Minerva Medica unternehmen konnte⁴⁾, förderten sowohl in der Vorhalle wie im hinteren Teil des Mittelraumes Hypokausten und Praefurnien zu Tage, die eine Bodenheizung erweisen; damals aufgedeckte Wasseranlagen in Mittel- und Seitenräumen machen klar, daß es sich um ein großes Nymphäum handeln muß, das wohl, ähnlich wie vordem gewisse Bauten der Villa Hadriana, vor allem aus Phantasie und Lust am Bauen errichtet worden ist. Festzuhalten sind schließlich außer dem Umfang, der Technik des Bauwerkes und dem ruhig kraftvollen Rhythmus seiner axial übereinstimmenden doppelten Bogenreihe die angenehme Lichtwirkung des Obergadens und die höchst kostbare Ausstattung: die in kleinsten Fragmenten in situ erhaltene Marmorinkrustation, die die Pfeiler und Wände überzog, sowie die in Spuren nachweisbaren Mosaiken der Konchengewölbe und der Kuppel.

Zum Vergleich mit St. Gereon ist lediglich dieser Urbau des Nymphäums in Betracht zu ziehen: der Zehneckraum mit Nischenkranz, ohne die nachträglich errichteten äußeren seitlichen Exedren; auch die Vorhalle gehört dem zweiten Zustand an, der aber der Bauzeit von St. Gereon wohl noch vorausgeht.

Wie in Rom besteht in Köln ein Kernraum, um den sich in dichter Folge gleichfalls neun Konchen reihen, wovon die mittlere als Apsis größer, die je vier seitlichen hufeisenförmig ausgebildet sind (Abb. 1 Grundriß links). Der Apsis gegenüber die Vorhalle in der üblichen biapsidalen Form, mit vorderer Stützenstellung und flach überdeckt (es ist ausschließlich von der Rekonstruktion

³⁾ W. Lotz, Michelozzos Umbau der SS. Annunziata in Florenz, in: Mitteilungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz 5, 1940. Dort auch als Abb. 9

die Rekonstruktionsskizze (Grundriß) Giuliano da Sangallo aus dem Codex Barberini.

⁴⁾ Im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Vgl. Anm. 2.

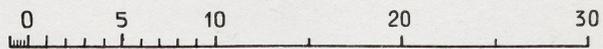
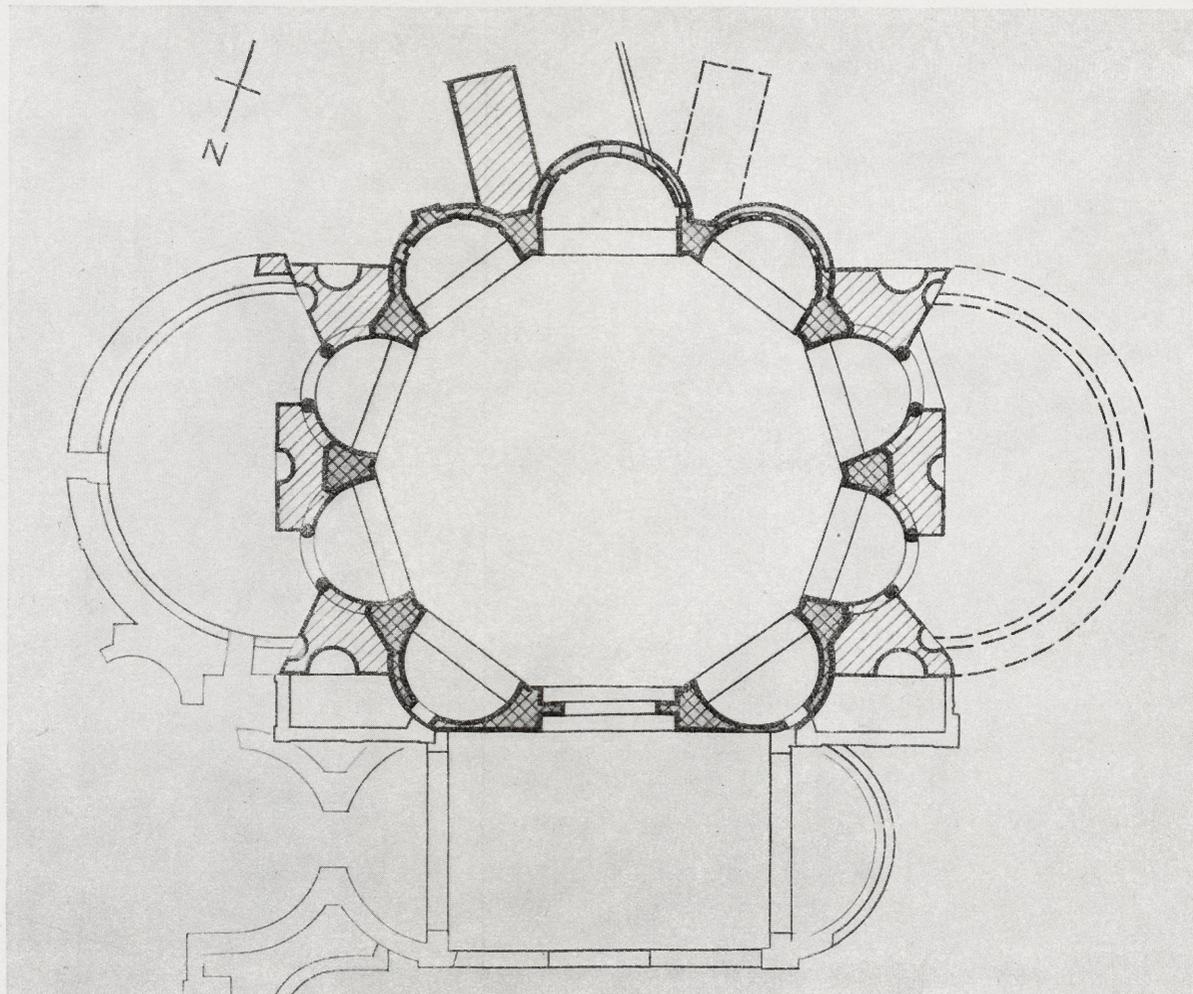
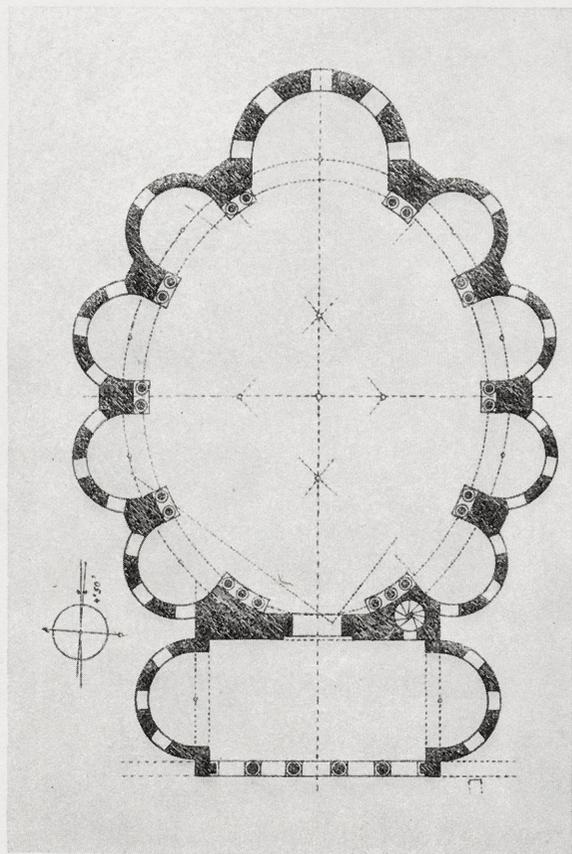


Abb. 1. Links: Köln, *St. Gereon*, Römerbau (nach A. v. Gerkan). - Rechts: Rom, *Minerva Medica*, Urbau. Grundriß-Rekonstruktion nach Neuaufnahme.

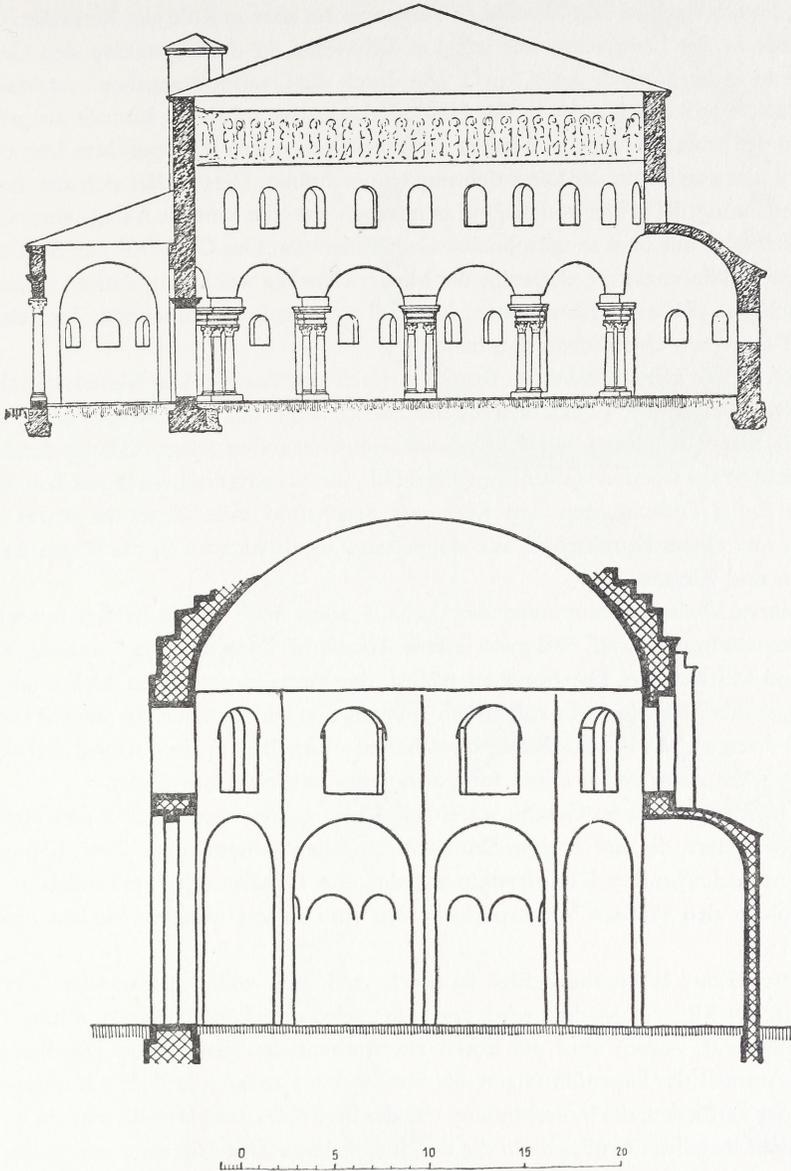


Abb. 2. Oben: *St. Gereon*, Römerbau, (nach A. v. Gerkan).
Unten: *Minerva Medica*, Urbau. Längsschnitte.

die Rede). Im Unterschied zum römischen Vorgänger ist aber in Köln der Kernraum oval, wobei die Ausmaße in der Längsachse nur um 1 m differieren, in der Querachse den Grundformen entsprechend mehr, nämlich um 5,3 m⁵⁾). Die durch die Ovalform gegebene stärkere Betonung der Längsachse wirkt sich auch in der Hervorhebung der mittleren Konche als größere Apsis aus. Die in der profanen Minerva Medica noch fast konsequent durchgeführte Idee des Zentralraums wird hier zugunsten der Längsrichtung eingeschränkt. Dies erklärt sich aus der doppelten Zweckbestimmung, die ja hier von Anfang an gegeben war: die zentrale Anlage eines Gedächtnisbaues verschmilzt mit dem longitudinalen Gemeinderaum. Der Grundriß von St. Gereon wirkt so gespannter, differenzierter, derjenige der Minerva Medica wuchtiger, derber, in sich beruhender. Tatsache ist, daß es sich, mit einem Intervall von wenigen Jahrzehnten, hier um einen antiken, dort um einen christlichen Bau handelt.

In den Einzelheiten gehen die beiden Bauten vielfach auseinander. Das Mauerwerk des Urbaues der Minerva Medica, aus Caementitium bestehend, zeigt die in Rom gewohnte Schale aus Ziegeln, die, diagonal halbiert, mit der Diagonalseite nach außen gelegt sind, mit durchgezogenen Binderschichten aus Bipedalen, die Bogen gleichfalls alle aus aufgestellten Bipedalen. In St. Gereon verkleiden flache Tuffschichten den Kern aus Bruchstein mit Mörtel, in etwas ungleichen Abständen mit einem Durchschuß aus doppelten Ziegelschichten⁶⁾; die Bogen bestehen aus Tuffsteinen und Ziegeln.

In der Minerva Medica wiesen außer der Vorhalle auch noch je die beiden mittleren Seitenkonchen Bogenöffnungen auf, und zwar je eine Arkadenstellung aus drei Rundbogen auf Wandpfeilern und Mittelsäulen. Die Konchen nächst der Vorhalle enthielten kleine Bogennischen, die drei gegenüber der Vorhalle einheitlich rinnenartige Vertiefungen für eine Wasserkunst. In St. Gereon hatten die - bedeutend weniger hohen - Konchen je drei, nächst der Apsis je ein Bogenfenster, die Apsis selber deren fünf, also keine seitlichen Ausgänge.

Besonderes Merkmal von St. Gereon waren, eindeutig rekonstruierbar, die den Pfeilern vorgestellten Säulenpaare, die, auf breiten Sandsteinschwellen stehend, über ihren Kapitellen durch kräftige, von vorkragenden Kämpfersteinen gehaltene Gebälkstücke verbunden gewesen sein müssen. Solche den Pfeilern vorgestellte Säulen sind in der Minerva Medica nicht nachzuweisen.

In der oberen Zone leben die beiden Bauwerke sich nun völlig auseinander (Abb. 2, Längsschnitte). In der Minerva Medica wird der Lichtgaden durch große Bogenöffnungen über den Nischen bestimmt. Außen sind die Ecken als Strebepfeiler ausgebildet. Das Bauwerk erhält durch das Ausmaß der Bogenöffnungen, die Strebepfeiler außen, die Zehneckkanten innen eine Betonung der Vertikalen, die in Verbindung mit der Breite des Bauwerks diesem ein hochgemutes Gleichgewicht verleiht. Darüber dann die durch eingelegte Ziegelrippen armierte Kuppel.

⁵⁾ Die Tiefe des Kernraums beträgt in der Minerva Medica 24,5 m (von Seite zu Seite), in St. Gereon 23,5 m; die Breite in der Minerva Medica 25 m (von Ecke zu Ecke), in St. Gereon 19,7 m.

⁶⁾ Die gleiche Mauertechnik findet sich in der Minerva Medica an den nachträglich zur Aufnahme des Kuppelseitendrucks angebauten seitlichen Exedren und in der Vorhalle.

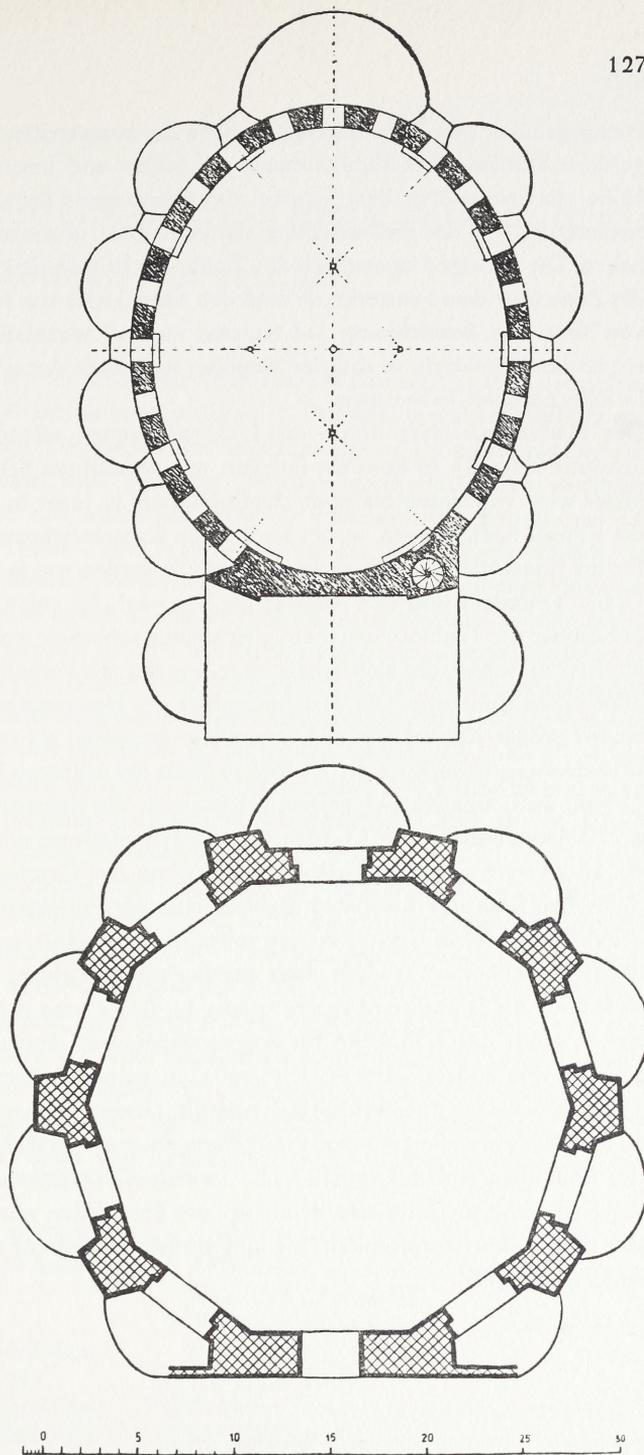


Abb. 3.
 Oben: *St. Gereon*, Römerbau
 (nach A. v. Gerkan).
 Unten: *Minerva Medica*,
 Urbau. Horizontalschnitte.

Demgegenüber gibt es in St. Gereon über die vorgestellte Säulenstellung hinaus keine hochgeführte Vertikale. Die Tambourmauer ist außen und innen glatt; hier hat v. Gerkan in einer Höhe, die knapp über dem Scheitel des Apsisbogens liegt, mäßig große Bogenfenster rekonstruiert, die, von der Pfeilerstellung darunter axial unabhängig, sich als Kranz herumgezogen haben. Die geringe Mauerstärke des Tambours läßt die Rekonstruktion einer Kuppel nicht zu; die Zone über dem Fensterkranz muß den Mosaikfries von Heiligen getragen haben, der Gregor von Tours zur Bezeichnung „ad Sanctos aureos“ veranlaßt hat. Darüber, mit offenem Stuhl, ein flaches Kegeldach, so daß der Tambour im äußeren Aspekt etwa dem von S. Stefano Rotondo in Rom geähnelt haben mag.

Der Horizontalschnitt durch die Lichtgadenzonen offenbart vollends die unterschiedliche Struktur (Abb. 3). In Rom ein Polygon mit verstärkten Ecken; das Skelettsystem des Pfeilerbaues wird von unten bis oben durchgehalten, ja sogar in Form armerender Ziegelrippen in die Kuppel hochgezogen, wobei freilich die Zwischenelemente von Wänden und Kuppelschale für die Konstruktion noch nicht entbehrlich werden wie in den reinen Skelettbauten etwa der Gotik. Trotzdem sind hier Ansätze dazu gewagt, die aufmerken lassen.

In Köln ist die Tambourmauer ein gleichmäßig schlanker, von Fenstern durchlöcherter Ring von bloß 1,2 m Stärke, der sich einzig dort, wo ihn die Vorhalle tangential streifte, verstärkt und ohne Öffnungen zeigt. Die Verschiedenheit der Horizontalschnitte durch die Lichtgadenzonen bei so großer Ähnlichkeit der Grundrisse frappiert; sie erklärt sich aus den völlig anderen Überdeckungen: in Rom die Kuppel, in Köln der hölzerne Flachkegeldachstuhl. Wäre über St. Gereon auch eine Kuppel gewesen, hätte sich die Konstruktion des Tambours dem Oberbau der Minerva Medica wohl stärker angenähert, mindestens in der Dimensionierung.

Bei aller Verschiedenheit wird die Betrachtung des Geschwisterpaares aus der Urbs und dem römischen Köln den Liebhaber architektonischer Projektionen fesseln. Er wird den Reiz, den der Vergleich zweier Grundrisse „so voller Figur“ gewährt, zu kosten wissen und sich die Räume, die sich darüber erhoben, in ihrer rhythmischen Wirkung vergegenwärtigen. Vieles, was erst weit über ein Jahrtausend später wieder in die Träume der Architekten drang, ist hier an der Zeitenwende des 4. Jh. kühn vorweggenommen, auch konstruktiv ist Neues, Zukunftsträchtiges gewagt. Wie anders wäre es denn möglich gewesen, über die Ursprünge der ehrwürdigen kölnischen Gedächtnis- und Stiftskirche St. Gereon so lange Zeit in Un- und Halbgewißheit zu tasten, bis erst die grausame Entblößung des zweiten Weltkrieges zur endgültigen Bestätigung der römischen Abkunft verhalf? Die formale Abhängigkeit des christlichen Bauwerks, dem in der Folge eine so glorreiche Metamorphose beschieden war, von einem kaiserlichen Profanbau der Spätantike ist aufschlußreich und stellvertretend für manche ähnliche Filiation auch in anderen Bezirken.